













# Unterhaltungsblatt

## „Merseburger Korrespondent“

Neueste Nachrichten für Stadt und Kreis Merseburg

(Wöchentliche Beilage).

Nr. 10

Merseburg, 31. Mai

1919

### Aus dem Dunkel.

Roman von Reinhold Ortman  
9. Fortsetzung.

Georg Heynig fand keine Möglichkeit mehr zu einer Erwiderung, denn der Kellner hatte sich ihrem Tische genähert, und in demselben Augenblick, wo er seine Rechnung beglichen hatte, stand der Privatdozent auf, um sich mit stummem und sehr gemessenem Grusse zu entfernen.

VII.

„Für meine Person wünsche ich mit dieser Angelegenheit nicht mehr befaßt zu werden.“

Zwei Tage waren vergangen, seitdem Erich Roggenbach es dem aufrichtigen Herrn Heynig zugerufen hatte. Und in diesen achtundvierzig Stunden hatte er doch kaum einen Gedanken fassen können, der sich nicht mit dem rätselhaften Schicksal Beiersdorfs beschäftigt hätte.

Es war ihm, als wäre er der Sklave irgend einer verhängnisvollen Macht geworden, die außer ihm stand — als wäre er nicht mehr Herr seines Frühlens und Denkens. Auf jede für ihn mögliche Weise wollte er sich abzulenkeln und zu zerstreuen; er arbeitete sieberhaft, er schaute an den Abenden die Oper und verweilte noch einige Nachtstunden hindurch in den Cafés, nur um Menschen um sich her zu sehen und sprechen zu hören. Aber er brachte die Fragen nicht zum Schweigen, die auf ihn einstürmten — so wenig, wie er eine Lösung an der wirren, quälenden Zweifel fand, die bei der Erinnerung an Traute Falkenhahn immer noch neuem nach wurden in seinem Innern. Wann ihre Augen logen — wenn die mädchenhafte Reinheit dieser Tage eine Lüge war, woran, um alles in der Welt, sollte er dann noch glauben? Und er wollte seinen Glauben wiedergewinnen — das Vertrauen in die reine Schönheit einer Mädchenseele, die ihm bei der ersten Berührung so sichtbar erschienen war wie ein vollendet gefärbter Sammel. Seine eigenen Augen, die vernichtenden Tatsachen, die sich wie schwebende feindliche Wesen vor ihm auftraten, mußte er Augen strafen, wußte er seinen Seelenfrieden nicht für immer verlieren.

Als er vor zwei Tagen die mehr oder minder verdeckten Unverträglichkeiten des Herrn Georg Heynig behärdend zurückgewiesen hatte, glaubte er sich allen Ernstes entlassen, die Dinge nunmehr ihren Lauf nehmen zu lassen und sich selbst nicht mehr um die Aufhellung des Dunkels zu kümmern. In den qualvollen Nachstunden aber, die er schlaflos verbrachte, wurde es ihm zur Gewißheit, daß dies die letzte aller für ihn gegebenen Möglichkeiten war. Was auch immer Traute Falkenhahn an das Sterbebett des armen Teufels geführt haben mochte, den doch eine unüberbrückbare Kluft von der Tochter des Amalgamgeschäftigen trennte — er mußte es zu erfahren wissen. Der Selbsthaltungstrieb schon heischte es gebieterisch; hatte doch kein anderes Ereignis in seinem Leben, keine körperliche Krankheit und keines von den Mißgeschicken, die ihm so wenig als anderen erspart geblieben waren, seine Arbeitskraft, wie seine seelische Gesundheit in so hohem Maße gefährdet, wie es die Geschehnisse der letzten Tage getan hatten. Dieses selbstmörderische Grübeln, aus dem er sich nicht mehr entzurren vermochte, es mußte seine Nerven in abschbarer Zeit zumieren. Er fragte sich nicht mehr, wie das alles hatte über ihn kommen können — suchte sich nicht mehr zu täuschen über die Natur seiner Gefühle.

Allmählich widerstrebte es seiner geraden Natur, sich selbst zu befragen, gellentlich blind zu sein gegen das, was in seinem Herzen lag. Aber diese Gefühle, die ihn noch vor wenig Tagen erhaben mit einer hoffnungsvollen Freude erfüllt hatten, sie bedeuteten nun so brennende Schmerzen, wie sie heißer und qualvoller in seiner menschlichen Brust leben konnten.

Durch ein in liebenswürdigster Form gehaltenes Bistett hatte ihm Ludwig Falkenhahn mitgeteilt, daß er an den Sonnabenden von fünf Uhr ab für seine Freunde stets zu Hause sei; Erich Roggenbach aber hatte sich gesagt, daß er von dieser abanglofen Einladung vorerst nicht Gebrauch machen dürfe. Er mußte ruhiger geworden sein in seinem Innern, ehe er Traute Falkenhahn wieder gegenübertrat. Für Be-

trauten mußte er ja vor allem zu gewinnen suchen, wollte er die Lösung des dunklen Rätsels erhalten; und nicht noch einmal durfte er sie durch ein so sonderbares Benehmen abstoßen, wie er es auf dem Buchbörtschen Aufstadeb gezeigt hatte. Sie mußte erkennen, daß er von wärmster Teilnahme für sie und ihr Schicksal erfüllt war — und sie mußte ihm sagen, was sie mit dem Unheil zu schaffen gehabt hatte, dessen für immer verstummte Lippen den Schierer nicht mehr zerreihen konnten, der das Geheimnis deckte. Hatte Roggenbach doch auch das unklare Gefühl, als drohe der Ehre und dem guten Ruf des jungen Mädchens eine schwere, vielleicht vernichtende Gefahr, und als müßte er alles daran setzen, sie vor dem Unheil zu schützen. Dieser Herr Heynig hatte ihm wahrlich nicht den Eindruck gemacht, als wäre er ein Mann der leeren Drohungen; und wenn er eine Anzeige erstattete — wenn er mehr wußte, als zu wissen er sich den Anschein gegeben hatte, und die nächstlichen Geschehnisse in Beiersdorfs Sterbezimmer vor die Öffentlichkeit gerückt wurden — so mußte ein Schatten auf Trautes Ehre fallen, den nichts mehr wegzuwischen vermochte. Daß sie einen Diebstahl begangen haben sollte — wohl erschien ihm, der sie kannte oder doch zu kennen glaubte, der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit wie voller Wahnsinn. Aber sie war doch um Mitternacht in Beiersdorfs Wohnung, sie stand am Lager des Sterbenden oder Toten — und mit ihr war jenes Paket verschwunden, das ein Vermögen enthalten haben sollte. Und das Paket nicht nur! — Wenn die Polizei, von deren starker Wirkung auf den Kranken er selbst sich hätte überzeugen können, so harmloser Natur gewesen war, wie Dr. Köhnig sagte — weshalb dann war sie entfernt worden? — Denn er glaubte nicht an die Möglichkeit, daß Beiersdorf selbst sie beiseite geschafft haben konnte — es galt diese Möglichkeit nicht für ihn.

Immer wieder kam er mit seinen Betrachtungen auf einen toten Punkt, an eine Stelle, über die er nicht hinausgelangte. Wenn er nur einen einzigen, halbwegs glaubwürdigen Beweggrund gefunden hätte, der Traute mit Beiersdorf zusammengeführt haben konnte! — Aber er tappte ja vollkommen im Dunkeln, und nur sie selbst konnte ihm weiterhelfen, konnte ihn auf die Spur führen, die ihn zum Ziel brachte.

Am Sonnabend morgen noch glaubte er sich in seinem Entschluß, das Haus des Bankdirektors für einige Zeit zu meiden, nicht wankend geworden. Wie immer hielt er am Vormittag seine Vorlesung ab, ohne Freude freilich und ohne inneren Anteil; und wie immer speiste er in dem vornehmen kleinen Weinrestaurant „Unter den Linden“ zu Mittag, das er hauptsächlich deshalb besuchte, weil es von der Universität aus in wenigen Minuten zu erreichen war. Er hatte sich entschlossen, am Nachmittag einen Vortrag anzuhören, den ein bekannter Nationalökonom über eine augenblicklich im Brennpunkt des allgemeinen Interesses stehende soziale Frage hielt, und er machte sich auch zu der auf den Plakaten angegebenen Zeit nach dem Vortragssaal auf den Weg. Aber er hatte sein Ziel noch nicht erreicht, als er einen Wagen heranwinkte, und sich mit einem Gefühl, als hätte er eine beschämende Niederlage erlitten, in die Volster niederließ.

„Nach der Hardenbergstraße!“ rief er dem Chauffeur zu und nannte ihm die Nummer des Hauses, dem der Zufall für ihn eine so verhängnisvolle Bedeutung verschafft hatte.

Die Gesellschaft, die er in den bei allem Reichtum geschmackvoll und nichts weniger als aufbringlich prunkend ausgestatteten Salons des Bankdirektors antraf, konnte ihm wohl eine hohe Meinung beibringen von der Wertschätzung, die Falkenhahn für den Sohn seines alten Freundes hegte. Es waren nicht mehr als fünfzehn oder sechzehn Personen anwesend, und er konnte an der vertraulichen Art des abanglofen heiteren Verkehrs ohne weiteres erkennen, daß es wirklich nur der intimste Freundeskreis war, den Falkenhahn bei seinen „Jours“ um sich versammelt sehen wollte. In der Hauptsache freilich waren es Herren in vorgerücktem Alter — Freunde des Bankdirektors aus der Finanzwelt oder auch aus Künstler- und Gelehrtenkreisen, mit denen der kluge und vielseitig gebildete Mann offenbar stets in engerer Be-

rührung zu bleiben suchte. Die jungen Damen des Hauses kamen dabei naturgemäß etwas zu kurz, und der Privatdozent hatte die überaus freundliche Begrüßung, die ihm Fräulein Lijß Delvendal zuteil werden ließ, vielleicht nur diesem Umstand zu verdanken. In ihrer gewohnten harmlos heiteren Art suchte sie ihn sofort in ein Geplauder über alle möglichen oberflächlichen und nichtssagenden Dinge zu verstricken — wollte wissen, wie er sich auf dem „schrecklich langweiligen“ Buchdorfschen Musikabend unterhalten, wie ihm diese oder jene junge Dame und dieses oder jenes Kleid gefallen hatte. So reizend ihm die harmlos drollige Art, in der sie all ihre Bemerkungen vorbrachte, zu anderen Zeiten erschienen war, so schwer wurde es ihm heute, auf ihren Ton einzugehen. Hatte doch die erste Zurückhaltung, mit der ihm Traute Falkenhahn entgegengetreten war, ihn mit einem so brennenden Weh erfüllt, daß es ihn mehr noch als zuvor danach verlangen mußte, durch ein halbwegs erklärendes Wort die Schranken niederzubrechen, die sich drohend zwischen ihnen aufgerichtet hatten.

Er hatte zu seiner uneingestandenen Gemütnung bemerkt, daß Doktor Kömblid sich nicht unter den Gästen des Banddirektors befand. Und fast die gleiche heimliche Befriedigung gewährte es ihm, daß die wenigen jüngeren Besucher, einige Offiziere und andere, die dem Falkenhahnschen Hause irgendwie nahe stehen mochten, sich augenscheinlich viel mehr durch Lijßs lustiges Getändel, als durch Trautes stille und ernste Art angezogen fühlten. Er sah, daß das junge Mädchen sich beinahe immer abseits von den anderen stellte, während Fräulein Delvendal den Mittelpunkt eines Kreises bildete, in dem alle Augenblicke Heiterkeit und Gelächter laut wurde; und er hoffte unter solchen Umständen um so eher auf eine Möglichkeit, einige Worte unter vier Augen mit Traute zu sprechen. Was er ihr sagen, wie er ihr sein sonderbares Benehmen erklären sollte — er wußte es auch jetzt noch nicht recht. Aber er wußte, daß er mit ihr sprechen mußte — wie auch immer sie seine Worte aufnahm und wie immer sie sich dazu verhalten würde. Selbst auf die Gefahr hin, wie ein lästiger Aufbringer von ihr zurückgewiesen zu werden.

Sobald es irgend gesehen konnte, machte er sich von der Gruppe los, die sich um Lijß Delvendal gebildet hatte. Da Traute eben jetzt mit zwei jungen Mädchen, die ihm als ihre guten Freundinnen vorgestellt worden waren, plaudernd beisammen stand und er sich nicht in ein Gespräch mit einem der anderen Gäste einlassen wollte, ging er in das benachbarte Zimmer hinüber, in dem sich augensichtlich niemand aufhielt. Die besonders zierlichen Möbel wie die zahlreichen Kippes und die Wahl der Bilder, mit denen die Wände geschmückt waren, ließen ihn darauf schließen, daß er sich in einem für die Damen bestimmten Salon befand. Auf einem Ebenholztischchen von kunstvoller Art lag ein Photographiealbum, und Erich Roggenbach glaubte sich seiner Indiskretion schuldig zu machen, wenn er es durchblätterte.

Es waren zum größten Teil Photographien der Familienmitglieder selbst, von kunstlosen Aufnahmen angefangen, die offenbar die Großeltern Trautes darstellten, bis zu Bildern des jungen Mädchens selbst in allen Lebensaltern. Natürlich fand er auch viele Gesichter von

Freunden oder Verwandten des Falkenhahnschen Hauses, die ihm voll kommen fremd und gleichgültig waren. Dann aber kam er an ein Bild, das ihn in hohem Maße interessierte. Es stellte ohne Frage denselben schlafblonden jungen Mann dar, dessen hübsches und sympathisches Gesicht ein so lebhaftes Erschrecken bei der Nachricht von Weierdorfs Tode wiedergepiegelt hatte und der tags darauf hier im Hause offenbar so wenig allmählich behandelt worden war. In schroffem Widerspruch aber mit dem, was Roggenbach von der Unterredung zwischen ihm und dem Banddirektor gegen seinen Willen hatte erlaunigen müssen, standen die mit flotter Handschrift schräg über das Bild geschriebenen Worte:

„Seinem tiefberehrten Wohlwätes und väterlichen Freunde in unaußlöschlicher Liebe und Dankbarkeit  
Gerhard Deuben.“

Ein leichter Schritt hinter seinem Rücken ließ ihn aufblicken; und eine jähe Röte färbte für die Dauer eines Atemzuges bis in die Stirn hinauf sein Gesicht, als er sich unvermutet Traute Falkenhahn gegenüber sah.

Und sie schien ein wenig befangen, aber sie beherrschte sich weit besser, als es Erich Roggenbach über sich vermochte. Sie hatte sich ja schon auf der Schwelle durch einen einzigen Blick davon überzeugen können, daß sie mit ihm allein sein würde. Und wenn sie trotzdem gekommen war — wenn sie dieses Alleinsein nicht scheute trotz der wenig vorteilhaften Art, in der sich Roggenbach ihr gezeigt hatte — so mußte es den Anschein gewinnen, als sei ihr an einer Aussprache und einer Annäherung nicht weniger gelegen als ihm.

Freilich überließ sie es ihm, ein Gespräch zu beginnen. Sie war neben ihn getreten und sah schweigend auf das Bild nieder, das er selbst eben betrachtet hatte. Und in seiner Verwirrung, die ihn nach den Worten suchen ließ, griff er zu dem erstbesten Gesprächsstoff, der sich ihm bieten wollte. Mit einer leicht hindedeutenden Bewegung sagte er:

„Ich glaube, den Herrn, den dieses Bild darstellt, zu kennen. Es ist ein Verwandter von Ihnen —?“

Trautes Blick richteten sich fest auf sein Gesicht — wie in einer stummen Frage, die er nicht verstand. Und es verzogen einige Augenblicke, ehe sie ruhig erwiderte:

„Ja — ein sehr entfernter Verwandter allerdings. Aber wir kennen uns von klein auf; mein Vater hat ihn beinahe ganz erzogen, da seine Eltern starben, als er noch ein halbes Kind war. — Es ist eine ausgezeichnete Aufnahme — nicht wahr? Diese reaktiellen modernen Photographien sind in ihrer Art doch wirklich vollkommene Kunstwerke. Es müßte schon ein bedeutender Maler sein, der ein bei getreuerer Ähnlichkeit so charakteristisches und ausdrucksvolles Porträt zu schaffen vermöchte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Wahnsinn

Von Gustav Hochstetter.

Als Frau Stens den Türvorhang halb zurückgeschlagen hatte, bot sich ihr ein unerwartetes Bild: Herr Lehrer Stens, ihr Gatte, saß da, hatte die Kleinen um sich verjammelt und hielt — ohne die eintretende Mattin zu bemerken — folgende Aussprache an seine minderjährige Nachkommenschaft:

„Na, Kinder, wenn ihr's denn durchaus wollt, fang ich an. Gört hübsch zu, was Vater erzählt. Also — Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen“, sagte der weise Solon zu dem unermesslich reichen Ilydischen Könige Krotyus. Aber was passierte dem Lybierkönig, als er von Chrus, dem Begründer des alten Persischen Reiches, im Jahre 541 vor Christi Geburt befragt war? Nichts. Gar nichts. Krotyus wurde zwar zum Tode verurteilt, aber als er dreimal „Solon!“ rief, begnadigte ihn Chrus und machte ihn zu seinem Freunde. Habt ihr gehört? Freunde wurden sie! — — —“

Erstaunt sah Frau Stens, wie ihre vier Sprößlinge mit verstärkten Blicken vom Vater zurückwichen. Der aber fuhr unbeirrt fort:

„Und gleich noch so etwas ganz altes! Im Jahre 390 vor Christi Geburt hatte der Gallierkönig Brennus die Römer kriegsgetriegt. Tausend Pfund Gold mußten sie ihm als Kriegsabgabe vorwiegen; er warf zu den Gewichtchen auch noch sein Schwert in die Waagschale und prägte dabei das gestülpte Wort: Wehe den Besiegten! — Wehe! Wegen tausend Pfund Gold? . . . Welche Übertreibung! Tausend Pfund Gold waren noch keine anderthalb Millionen Mark. Brennus war ein Kleinigkeitsträger.“

Was, der jüngste Stens, nicht älter als vier Jahre, ließ angstvoll vom Vater weg, nach des Zimmers äußerer Ecke. Aber Papa erzählte ruhig weiter:

„Nun etwas vom Zweiten Punischen Krieg. Der fand seine Entscheidung in der Schlacht bei Zama, und dann gewährte der siegreiche Römer Scipio den besiegten Karthagern den Frieden unter folgenden Bedingungen: Abtretung der spanischen Besitzungen und der Inseln im Mittelmeer; Übergabe des Numidischen Reiches an Massinissa; Verbot, ohne Erlaubnis der Römer irgendwo Krieg zu führen; Zahlung einer Christlichen Abgabe von zweihundert Talenten fünfzig Jahre lang. Ein Talent galt nach unserem heutigen Gelde knapp fünftausend Mark. In allen fünfzig Jahren zusammen betrug also diese Abgabe noch nicht den zwanzigsten Teil einer einzigen Milliarde. Lächerlich! Was?“

„Jetzt wurde es auch dem sechsjährigen Paulinchen Stens zu seltsam; Paulinchen stüchtete gleichfalls in die äußerste Zimmerede, zu Mar . . .“

Aber unbeirrt redete der Vater weiter: „Neh! läme des Westfälische Friede; der beendigte 1648 den Dreißigjährigen Krieg; damals raubte Frankreich folgende Kleinigkeiten für sich: die Städte Weß, Lou und Verbun, den Sundgau, die Landvogtei über Hagenau und damit über die zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß, femer auf dem rechten Rheinufer Breisach und Philippsburg.“

— — — Nun wars der braven Hausfrau klar: die Schwere Ereignisse unserer Tage hatten den Sinn des Lehrers so stark verwirrt, daß der sonst so verständige Herr politische Vorträge hielt vor seinen eigenen Kindern, die er offenbar gar nicht mehr erkannte. Was sollte sie tun? Dem Arzt telephonieren? Während sie noch entschloßlos stand, fuhr Herr Stens fort: „Und jetzt der Tilsiter Frieden, Anno 1807; da mußten wir verzichten auf alle links von der Elbe gelegenen Teile Preußens, die Napoleon seinem Bruder Jerome gab, auf alle bei der zweiten und dritten Teilung Polens gewonnenen Gebiete, sowie auf den Kreis Kottbus. Wir sollten eine Kriegsteuer zahlen, bis zu deren Entrichtung preussische Festungen besetzt blieben. Und die preussischen Häfen mußten für den englischen Handel geschlossen bleiben. — hört ihes? für den englischen Handel! Geschlossen! Das war der Friede zu Tilsit. Beim Frankfurter Frieden, der am 10. Mai 1871 unseren vorletzten Krieg abschloß, gingen den Franzosen schlecht. Aber was nahmen wir ihnen? Fünf Milliarden Franken, das Elsaß, einen Teil von Lothringen. Weiter nichts. Weiter gar nichts. So wenig. Eine harmlose Kleinigkeit — — —“

Nun konnte Frau Stens ihre Zweifel nicht länger ertragen. Vielleicht müßte eine offene Aussprache noch. Sie schlug den Türvorhang ganz zurück, trat ein und rief ihrem Gatten zu: „Pau! Erkläre mit n... Himmels willen, was machst du da mit den Kindern?“

Sachlich antwortete er: „Ich erzähle ihnen von den schwersten Friedensbedingungen, die bis gestern die Weltgeschichte kannte . . .“

„Wie kommt du dazu, Pau?“

„Die Kleinen stürmten zu mir herein, ob ich ein Kinderspiel wüßte.“

„Ja. Und?“

„Begriffst du noch immer nicht? Verglichen mit dem unannehmbaren Vertrag, den Clemenceau uns heute zumutet, waren all die alten Friedensverträge das reine Kinderspiel!“



# Die Ruh.

Skizze von Hermann Kienzl.

Vater und Mutter Ederl wohnten früher ganz allein in dem freundlichen Häuschen am Waldesrand. Ein Stück Wiese, ein Stück Kartoffelacker, das war ihr „Mittergut“, dreißig Meter im Geviert. Des Sonntags aber ging es laut und fröhlich her — damals. Da kamen die beiden Söhne mit Frau und Kind zu Besuch. Ein halb Duzend blonder Putten!

Der Krieg, der schwere, schwarze Sorgenflor, senkte sich auch über das Häuschen am Walde. Das war jetzt nicht mehr so still. Es schallten dort Kinderstimmen. Die Enkel wohnten nun bei den Großeltern, und manchmal kamen die Frauen der Söhne; ihre Männer waren in den Krieg gezogen.

Nach einem Jahr kam der Brief des Hauptmanns: als ein braver Soldat sei der Ludwig Ederl gefallen, die Seinen sollten stolz auf ihn sein. Da war nun eine junge Frau Witwe geworden und zweien Kindern der Vater geruht. Drei Monate später — der andere. Nun waren es sechs väterlose Kinder — und die alten Leuten hatten keinen Eohn mehr.

Sie hielten die Kriegsjahre durch. In Trauer und Entbehrung; aber sie hielten durch. Die älteren Enkelkinder halfen schon verdienen. Immer schwächer, fast schon wie Schatten, wurden Großvater und Großmutter. Aber wollte man sie nötigen, hieß es ein wenig besser gesehen zu lassen und sich von den tagen Wästen einige mehr zu gönnen, da wehrten sie ab. „Ei hoch“, sagte der Großvater, „wir Alten tun nicht mehr waschen! Die da, die Däumlinge, die müssen das Vaterland wieder hochbringen, die müssen stark werden!“

So ganz schlecht hatten sie es immer noch nicht. Das Ackerlein gab Kartoffeln, und die Wiese gab Milch.

Ja, die Wiese! Das war der Ruhm der Familie, ihr Trost; die Wiese, die brave Kuh! War damals ein fettes Tier, die Wiese, und so viel Milch gab sie! Dann freilich, als das Futter teurer und teurer wurde, vergeblich suchte die Wiese nach einer rechten Sorgenflur. Der staden im Winter heinabe die Wästen durch's Felder, im Sommer aber, wenn die Wiese Gras gab, erlöste sich die Wiese. Milch gab sie nicht mehr viel her, und von dem wenigen mußte abgegeben werden an die Behörde. Indessen — es mußte ja endlich doch der Friede kommen!

Nur verworren und humpf brangen die furchtbaren Weltkriege zu den Bewohnern des Häuschens am Walde. Doch auch sie hatten davon gehört, daß der mächtige Präsident in Amerika dem Gräuel ein Ende machen und allen Völkern ein gesichertes Recht und Dasein schaffen wolle. Nun ruhen endlich die blutigen Waffen, nun kommt der Friede — und für die brave Wiese das gute Futter!

Es ist hoch an der Zeit für die Leuten im Ederl-Haus. Mit Großvater will es nicht mehr recht gehen. Er ist müde und schwach geworden. Immer will er schlafen. Und die Trube, die jüngste der Enkelkinder, liegt seit Wochen zu Bett, abgemagert wie ein dünnes Spinnlein. Ja, hätten sie die Wiese nicht und die paar Tröpfchen Milch, sie wären wohl schon alle ausgeblüht.

Eines Wendes kommt Frau Anne, die Mutter der kleinen Trube, und ist bloßer als sonst, und blickt schon um sich und kann nicht sprechen. Sie fragen, was denn geschehen sei; aber Frau Anne senkt bloß und hält die Hand über die Augen. Zum Breiterflügel geht sie, wo die Wiese steht, und wirft ihr einzelne Kaufe Futter vor. „Aber weiß, wann es das Beste ist“, spricht sie vor sich hin.

Und in der Stube sagt sie es den andern, schluchzend: „Ja, den Frieden sollen wir jetzt haben — und den Hungertod . . . Alles rauben sie uns, alles, alles . . . aus unserm Land reißen sie die Feden . . . was wir haben, müssen wir ihnen geben . . . unsere Kohlen, unsere Schiffe, unsere Kühe . . .“

„Unsere Kühe . . .“

Wie aus einer Kefle kommt es.

„Da — da steht es!“ ruft die junge Frau und wirft ein Zeitungsblatt auf den Tisch. „Ja, steht ihn euch nur an, den Menschenfreund, den Amerikaner! So ist der Friede, den er den armen Menschen bringt! Sanderwiegantens Milchkuhe muß Deutschland den Feinden heizen.“

Still hat sich der Großvater erhoben. Aufracht steht er — und alle blicken auf ihn.

„Aber seid doch ruhig, Kinder!“ — spricht der Greis, und seine Stimme klingt stark und jung; „seid doch ruhig! Die Amerikaner können uns zu Hölle und Tod verdammen — ein Volk, ein ganzes lebendiges Volk rotten sie nicht aus. Wir geben ihnen, was wir erworben haben, in Fleisch und Arbeit erworben haben. Ja, das müssen wir ihnen geben, weil man uns in den Krieg gezieht hat und wir zusammengebrochen sind. Männer haben den Arbeit geführt und verloren, Männer müssen ihn zahlen. Aber unsere Kinder? Unsere Enkel? Kein Tröpfchen Milch lassen wir den Kindern rauben . . .“

Ein Wimmern klingt vom Bett des kranken Trubdens.

„Geh, Me!“ sagte die Großmutter, „bring deinem Schwefelchen die Milch!“

Der Alte legt sich. Aber Anne, die junge Frau, blickt jetzt hell und spricht: „Großvater, ich fürchte nichts mehr! Wir sind so arm, wir und alle hier im Land, daß wir nichts mehr verlieren können, außer dem Leben. Wir wollen leben, ob sie uns die Kinder ermorden werden.“

„Und wenn sie auch wollen, sie können's nicht“, ruft die alte Frau. „Jedes Kind hat eine Mutter! Ob die ihr Kind verhungern läßt, lieber läßt sie sich in Stücke reißen. Aber auch drüben sind Kinder, sind Mütter. Wir werden sehen, ob sie unsere Kinder ermorden lassen . . .“

„Amen“, spricht der Greis. . . . Und nach einer Weile legt er ruhig fort: „Hat unsere Wiese heute schon ihr Futter? . . . Ergot nur, sorg für die Wiesel. . . . Ergot gut für sie! . . . Sie hat den Krieg überdauert, ihr darf auch der Friede nichts anhaben.“

## Gemeinnütziges.

### Obst- und Gartenbau.

Wirtschaftliche Ausnutzung der Schattenstellen im Garten.

Fast jeder Garten hat Stellen, welche dem Sonnenschein garnicht oder nur spärlich zugänglich sind, sei es durch beschattende Kronen der Obstbäume oder durch Gebäude, Mauerwerk und bergl. Daß die an solchen schattigen Orten angebaute Pflanzen nicht den vollen Ertrag liefern können, ist ja selbstverständlich; es wäre aber nicht wirtschaftlich, solche Plätze gänzlich unbebaut zu lassen. Es gibt immerhin auch Pflanzen, die nicht so dringlich nach Sonnenlicht verlangen und sich auch noch im Schatten mit Erfolg züchten lassen. Ich nenne zunächst den Schnittlauch und weiter den Bärlauch; beide werden noch gut gedeihen. Wegen die Schattenstellen an einer Mauer, so ist die Anpflanzung von Brombeeren empfehlenswert; auch mit schwarzen Johannisbeeren könnte man es versuchen. Wenn man auch keinen großen Ertrag erwarten darf, so wirkt immerhin schon das grüne Laubwerk wohlthuend und verdeckt fahle und öde Flächen. Eine sehr dankbare Pflanze auf Schattenstellen ist der Kammel. Man sät ihn im Mai auf ein gut geloderies Beet und jetzt dann im August die Pflanzen auf die beschatteten Plätze. Im nächsten Jahre erntet man dann den Samen. Auch Meerrettich wächst noch an Schattenstellen, nur muß der Boden gut gebüngt und locker sein. Ebenso läßt sich auch noch Petersilie im Schatten ziehen, vornehmlich die krausblättrige Blattpetersilie. Einen einigermäßen annehmlichen Ertrag liefern hier auch noch Buschbohnen, aber nur die frühen Sorten. In trocknen Jahren geraten an Schattenstellen auch noch frühe Kartoffeln, ebenso Stedzwiebeln; ein großer Ertrag ist allerdings nicht zu erwarten. Wer ein Freund von Wermuth ist, der mag auch dieses Kraut an solcher schattigen Ecke anbauen; es gedeiht hier ganz gut. Abgesehen davon, daß derartige veredelte Schattenstellen einen häßlichen Eindruck machen, begünstigen sie auch das Wachstum allerlei Unkräuter, besonders giftiger, welche schließlich Überwuchern und Schaden stiften können. Opp.

Achtel auf die ersten Kohlweißlinge!

Fangt die ersten Kohlweißlinge und vernichtet die ersten Krauwetter. Wenn sie auch doreist nur vereinzelt vorkommen, es sind doch die gefährlichsten. Diese schon recht früh vereinzelt fliegenden Schmetter-

linge sind den wenigen Puppen einschläft, die den Unthun des Winters entgangen sind. Es ist nur eine geringe Zahl, die an und für sich unseren Kohlbeeten nur wenig Schaden zufügen würden. Sie sind es auch nicht, die unsere Felder verunflähen, sondern ihre nächste Generation, die im Nachsommer auskriecht. Wenn man bedenkt, daß ein Kohlweißling mehrere hundert Eier legt und die aus diesen sich entwickelnden weiblichen Schmetterlinge wieder je mehrere Hundert, also auch eine annähernd gleiche Zahl Krauwetter erzeugt, so wird man den unermeßlichen Schaden begreifen, den ein Kohlweißling, der im Frühjahr fliegt, im Herbst heraufbeschwören kann. Darum setzt jeden Herbst liegenden Kohlweißling und vernichtet jedes Eihäuschen bereit. Raubennach so frühzeitig als möglich, und ihr rettet dadurch manches Kohlbeet.

### Erziehung der Hülsenfrüchte.

Um einen reichen Gartenenertrag zu erzielen, empfiehlt es sich, beim Regen der Kerne von solchen der letzten Ernte abzusehen, die erntungs-gemäß viele reife Blüten erzeugen. Wer sich die Mühe nicht verbrießen lassen will, lege die Samen mit der breiten Fläche wogerecht ganz flach in die Erde, weil die Keimung dadurch beschleunigt wird. Sobald die jungen Pflanzen die Länge einer Hand haben, knieft man die Spitze des Mitteltriebes ab, damit sich die Seitentriebe kräftiger entwickeln, welche mehr Fruchtstößen ansetzen als jene und darnach einen reicheren Ertrag erwarten lassen.

### Der Anbau der Hülsenfrüchte muß beachtet werden.

Man sollte jetzt, ohne indes den Getreide-, Kartoffel- und Gemüsbau zu vernachlässigen, mehr Hülsenfrüchte anbauen, die frühe aber nicht alle grün ernten, sondern die meisten trocken und dürr werden lassen. Die Erbsen werden zu viel in grünem Zustande geerntet, und in zu großen Mengen werden die frischen, grünen Bohnen geerntet, und durch Einholzen unverbäulich gemacht. Die Samen geben in reifem Zustande wegen ihres Gehaltes an Stärkemehl, Eiweiß und Legumin ein vortreffliches Nahrungsmittel zu Suppen und Brei.

Da die Hülsenfrüchte 23-24 Proz. Eiweißstoffe und 50 Proz. Stärkemehl enthalten, so können die Erbsen, Bohnen und Linen in den nächsten Jahren des Mangels und der Teuerung uns neben Brot, Kar-

hoffeln und Gemüse hauptsächlich zur Nahrung dienen, wie sie auch in früheren Zeiten als einfache, kräftige Kost etwas geschmezt uneren Verfahren ihre Arbeitskraft verliehen. Wir müssen uns billig und kräftig ernähren können, und dazu können in ganz hervorragendem Maße die Hülsenfrüchte dienen. Aber auch für die Landwirtschaft ist der Anbau der Hülsenfrüchte wegen der Düngungsfrage sehr zu empfehlen, denn die Hülsenfrüchte brauchen zur Düngung nur Kalk, den Stickstoff entnehmen sie der Luft und verbessern damit den Boden für die nachfolgenden Getreidefrüchte.

Die Erbsen lieben ungedüngtes, mehr trockenes als feuchtes Land und gedeihen besser im Frühjahr als im Sommer. Die Aussaat geschieht im April und zu Anfang Mai. Zur Kultur im selbstmäßigen Anbau ist die Vittoriaerbsen besonders zu empfehlen.

Die Bohne ist eine echte Sommerpflanze; sie liebt warme, trockene Lage und leichten Boden, scheut aber die frische Düngung. Die Stangenbohnen sind ergiebiger, die Buschbohnen früher. Vor Anfang Mai sollte man keine Bohnen legen, weil bei früherer Aussaat die Samen bei dem in dieser Jahreszeit häufig herrschenden nachstalten Wetter in der Erde faulen oder von den Tauendfüßlern gefressen werden, auch häufig den Mistfliegen zum Opfer fallen, wenn sie schon aufgegangen sind. Die Feuerbohnen können später gelegt werden, weil sie bis in den Herbst hinein tragen und gegen Kälte weniger empfindlich sind. Buschbohnen können in frischer Düngung in schwerem Boden gezogen werden. In trockenen Jahren werden sie häufig von der schwarzen Blattlaus befallen. Die Acker- oder Pferdebohne hat kleinere Körner, liefert aber einen größeren Ertrag als die Puff- oder Saubohne. Sie bildet wegen ihrer Wirkung in der Fruchtfolge in manchen Ländern neben dem Weizen die hauptsächlichste Frucht für den Anbau und liefert ein ausgezeichnetes Viehfutter für Rindvieh und Schweine.

Der Anbau von Linen sollte besonders vermehrt werden, denn ihre Samen geben eine sehr nahrhafte Speise und ihr Stroh ein gutes Futter für Jungvieh und Schafe. Zum Anbau im großen sind die Hellsensin und die einblütige Linse zu empfehlen. Die Linse gedeiht am besten ohne besondere Düngung in leichtem, trockenem Boden.

Als verarbeitete Arten der Erbsen, Bohnen und Linen kommen für den Ackerbau noch die Wicken als Grünfütter und Grünbindung, besonders aber als Futter für das Mastvieh und Geflügel die Fichtererbsen, die Wittererbsen und die Lupinen oder Wolfsbohnen in Betracht.

Sämtliche Hülsenfrüchte oder Leguminosen gehören wegen des hohen Nährgehaltes ihrer Samen zu den wichtigsten Nutzpflanzen. Daß ihr Anbau auch den Boden nicht mehr schwächt, macht sie als Kulturpflanzen besonders wertvoll. Während in manchen Jahren der Ertrag der Erbsen und Linen durch die Verbeerungen eines kleinen Käfers aus der Gattung der *Pissinus* vermindert ist, werden die Samen der Bohnenarten von seinem *Zuzus* angegriffen und lassen sich leicht aufbewahren.

Es sprechen also diese Gründe für den vermehrten Anbau der Hülsenfrüchte, und wenn genug Erbsen, Bohnen und Linen angebaut werden, dann brauchen wir keine Unterernährung zu fürchten.

### Der Obst- und Gemüsegarten im Juni.

Der Juni gehört durchweg mit zu unseren trockensten Monaten. Da die Wärme auch schon einen bedeutenden Höhepunkt erreicht, ist eine unserer Hauptarbeiten im Garten in diesem Monat das Gießen. Alle Pflanzen bedürfen jetzt bei ihrem großen Wachstum viel Wasser. Da solches ihnen aber nur selten durch einen ausgiebigen Regen zugeführt wird, hat der Gartenbesitzer für das nötige Wasser zu sorgen. Er darf eigentlich keinen Tag mit dem Gießen aussetzen; ein Zuviel kann er in dieser Beziehung nicht tun. Die beste Zeit zu einer ausgiebigen Bewässerung sind die frühen Morgenstunden; nur wo eimerweise das Wasser benötigt wird, wie bei den Obstbäumen, kann man auch mittags gießen.

Nicht selten kommt es vor, daß im Herbst gepflanzte Bäume, obwohl sie noch grün sind, nicht austreiben wollen. Solche Bäume nimmt man jetzt heraus, entfernt die abgestorbenen Wurzeln und gibt den übrigen Wurzeln eine frische Schnittfläche. Darauf stellt man den Baum 24 Stunden in Wasser, worauf er wieder frisch gepflanzt wird. Empfehlenswert ist es, den Stamm und die stärkeren Äste mit Moos zu umbinden und diese öfters anzufeuchten, wodurch ein Austrocknen verhindert wird. So behandelt, werden die Bäume, sofern sie überhaupt noch lebensfähig sind, bald austreiben. Ein vorzeitiges Abfallen der Früchte ist durchweg ein Zeichen von Nahrungs- bzw. Wasser-mangel. Durch reichliche Gaben von Wasser bzw. Jauche kann dem Übel abgeholfen werden. Haben Spalier- und Zierbäume zu stark angefeuchtet, wird ein Ausbrechen junger Früchte notwendig. Die Ver-lämpfung des Ungeziefers darf auch im Juni nicht ruhen. Maden-sauggürtel tun hier gute Dienste. Den Schorf oder das Fuseladium der Apfel- und Birnbäume bekämpft man mit Kupferalkalfrühe. Gegen den echten Mehltau des Weinstocks verwendet man gemahlene Schwefel (nicht Schwefelblüte!), gegen den falschen, nicht minder schädlichen Mehltau hilft ein Besprühen mit Kupferalkalfrühe. Bei den Frühjahrser-edelungen ist der Verband zu lösen. Beim Beerenernt beginnt jetzt die Ernte, erst die Erdbeeren, die zur guten Ausbildung sehr viel Wasser bedürfen, dann folgen Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren.

Im Gemüsegarten ist der Juni ein Haupterntezeitpunkt. Wird ein Gemüsebeet frei, ist es sofort für eine zweite Ernte neu zu bestellen. Geht wird: Salat, Blätterkohl, Frühwickung, Erbsen, Buschbohnen, Kohlrabi, Radies, Karotten, auch wohl schon Herbstzelen. Ausge-pflanzt werden alle Kohlgarten für den Herbst- und Wintergebrauch, ferner Sellerie, Porree, Salat, rote Rüben, in rauheren Gegenden auch noch ausgetopfte Tomaten, Gurken und Kürbis. Dem Unkraut muß ein wachsam Auge gegeben werden. Viel Gaden und Loderer trägt neben reichlicher Bewässerung zum frischen Wachstum außerordentlich bei. Gurken, Kürbis, Erbsen, Bohnen und auch Tomaten werden angehäufelt, wodurch die Fruchtbarkeit gesteigert wird. Mit Ende des Monats, durchweg um Johanni, hört die Spargelernte auf. Dann ist die rechte Zeit, Dünger auf die Beete zu bringen. Habt acht auf den Spargelstängel und die Spargelstiele! Rabarbar wird mit Ende

des Monats nicht mehr gebrochen; er gebraucht jetzt alle Blätter zur Kräftigung für die nächstjährige Ernte.

### Kleintierzucht.

#### Die Gesundheitspflege der Kaninchen.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie und wo man die Kaninchen unterbringt und nicht jeder Ort ist für dieselben gut, wie vielfach die Ansicht verbreitet ist. Die erste Bedingung ist, daß den Kaninchen immer reine Luft zur Verfügung steht, auch für die Erneuerung der Luft in hinreichendem Maße gesorgt ist. Es wird hierauf bei der Einrichtung des Stalles das Hauptansehen zu richten sein.

Wie aber gute Luft eine Hauptbedingung ist, so verlangt das Kaninchen auch noch Sonne — Luft und Sonne. — Die Lebensbedingungen für alle Lebewesen. Wie wohl tut es einem Kaninchen, wenn es sich an den Strahlen der Sonne erwärmen kann. Man kann es beobachten, wie es sich behaglich in der Sonne streckt. Es herrscht unter den Büchern vielfach die Ansicht, daß die Sonne die Farben verdirbt, aber diese Ansicht ist wohl eine irrige. Wichtig ist vielmehr, daß die Sonne den Art überflüssig macht. Die weitaus meisten Krankheiten werden durch Mikroben verurteilt, die in Dunkelheit und in Feuchtigkeit sich gewaltig vermehren, während die Sonne ihr Wachstum hindert.

Das Kaninchen scheut die Misse und daher muß der Stall trocken sein. Auch hierauf wird noch viel zu wenig geachtet, man glaubt, bis es fett gerade ist und den Braten liefert. Nein, man sorge für einen trockenen Stall mit guter Einstrahlung.

Weiter vermeide man es auf das sorgfältigste, die Tiere der Zugluft aussetzen. Zugluft schadet ihrer Gesundheit sehr; lieber wird auch hierauf von Kaninchenhaltern noch zu wenig geachtet. Sie werden, wenn sie in Zugluft geraten, zuerst von Schnupfen befallen, der aber nur der Vorläufer zu schlimmeren Krankheiten ist; allmählich gehen sie zu Grunde. Man braucht den Stall nur so zu stellen, daß die Fenster nicht der Zugluft ausgesetzt sind und im übrigen gut verpackt.

In der Fütterung sorge man für mögliche Abwechslung und zwar der Jahreszeit angepaßt.

Die Streu erneuert man so oft als möglich, den Häutungen ist unter allen Umständen einige Tage vor dem Werfen die Streu zu erneuern, ebenso einige Tage nach dem Verlassen des Nestes durch die Jungen. Im übrigen hat auch das Fleisch der in unreinen Ställen gehaltenen Kaninchen einen unangenehmen Nebengeschmack. Die Mehrzahl der Kaninchenkrankheiten sind ansteckend, daher muß ein krankheitsverdächtig Tier sofort von den anderen getrennt werden, weshalb ein Kaninchenstall auch stets einen sogenannten Krankenstall zur Unterbringung einzelner kranker Tiere zur Verfügung haben sollte.

Endlich vermeide man jede Überfüllung, da sonst die Luft mit Kohlenäure überladen wird und naturgemäß auch die Sauberkeit erschwert wird. Es brechen auch viel leichter Seuchen aus, wenn die Ställe zu überfüllt sind.

### Lustige Gde.

Beweis. Sergeant (her zu den Mannschaften von der Entfernung der Firtirne gesprochen hat): „Was macht der Kerl für ein ungläubiges Gesicht? Wenn ich Ihnen das sage, Lehmann, können Sie's ruhig glauben — ich war früher bei der Luftschifferabteilung.“

„Able Abwechslung.“ „Wobin schiden Sie heuer Ihre Frau?“ — „An der Ost- und Nordsee war sie schon; heuer soll sie an die Südküste gehen!“

### Akterlei aus dem „All“.

#### Verhältnisse.

Die Pariser Blätter fordern einmütig eine sofortige Wiederholung der deutschen Delegation in der das Friedensdokument der deutschen Delegation überreicht wurde. Die Willkür, die diesen historischen Augenblick festhalten und dann der ganzen Welt zeigen sollte, ist nämlich verunglückt.

#### Kriegsgesellschaftsbrief.

Dem allgemeinen Wünsche folgend werden nach Erledigung der Friedensfrage sämtliche Kriegsgesellschaften sofort verschwinden. Sie führen von nun an den Namen Friedensgesellschaften.

#### Des Klageweib.

Frau Hyprtan hat im Schleichhandel ein wundervolles neues Kostüm erfunden. Rotweinfasernet. Sie führt es am Sonntag aus, gerät aber in einen blödsinnigen Regenqu. Während macht sie, heim-gelommen, ihrem ahnungslosen Gatten eine große Szene und schließt: „Und das nennt sich „neue Zeit!“

„Einfach unfassbar, was für Kriegsgewinne viele Leute erzielt haben.“

„Noch unfassbarer, daß diese Kriegsgewinne anscheinend auch für Dernburg unfassbar sind!“

Ein nach Tausenden zählender Demonstrationzug von Männern, Frauen und Kindern kommt mit großen roten Fahnen langsam wie ein Trauergeleit durch unsere Hauptstraße. Eine Frau aus dem Volke bemerkte treffend: „Die bestrafen die Arbeit!“

#### Trauerinstamander.

Das feudale Korps Borussia in Bonn hat sich aufgelöst. Da sämtliche Alte Herren des Korps hellmas- und beziehungslos geworden sind, hat die Verbindung ihre Existenzberechtigung verloren.

Bei der Arbeitslosenstelle meldet sich ein Mann: „Leider ist es mir wegen Materialmangel nicht möglich, in meiner Branche Arbeit zu bekommen.“

— „Was war denn Ihr bisheriger Beruf?“

— „Gedankenleser!“

#### Aussprache.

— „Du Gauner, du Lump, alles, was du bist, bist du doch erst durch mich geworden!“



